

WIDERSPRUCH

In: Widerspruch Nr. 33 Wagnis Utopie (1999), S. 55-65
Bücher zum Thema
Rezensionen

Besprechungen

Bücher zum Thema

Peter Bürger

Das Verschwinden des Subjekts -

Eine Geschichte der Subjektivität

von Montaigne bis Barthes

Frankfurt/Main 1998 (Suhrkamp),
geb., 260 S., 48.- DM.

Die Paraphrase des Nietzscheanischen ‚Gott ist tot‘: „das Subjekt ist tot“, deren Reflexion man Peter Bürger zufolge allzu früh aufgab, um ihrer Bedeutung gewahr zu werden, ist ein Symptom der Beunruhigung, ja mehr noch - für Bürger liegt die Vermutung nahe, sie könne eine „Epochenschwelle“ anzeigen. Sollte die „zentrale Kategorie der Moderne“ (12) tatsächlich unterwegs ins Unwesentliche sein, so wäre dies ein Mangel, doch zugleich ein Versprechen: Die Befreiung von einem zwar „widerspruchsfreien Schema der Ordnung“, das gleichwohl dem Subjekt „keinen Ort

zuweist, an dem es leben kann“ (14). Poststrukturalistische Gesten der Gewißheit des Wissenden und der bloße Hinweis auf die Ausgeklaugetheit des Subjektparadigmas sind Bürger allerdings so suspekt wie unzureichend. Sein Projekt ist es, sozusagen eine Matrix aufzuspannen, um möglicherweise mit einem „Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart“ (12) eine Überschreitung jener Matrix zugleich zu ermöglichen. Die Spannungen der Matrix sind in Foucaults „gespaltenem Subjektbegriff“ von Unterwerfung und Selbstgestaltung und im „Ich“ Adornos und Horkheimers angezeigt. Wesentlich ist die Erfahrung der Angst (16), die Dialektik der Subjektivität – Furcht vor dem Tode und Versprechen des Glücks zugleich. Unverzichtbar ist die Kategorie der Angst als Realität unserer Welt, die auch nicht durch Ausblendung des Subjekts, wie im Ha-

bermasschen „Paradigma intersubjektiver Kommunikation“, aufgehoben werden kann.

Die Untersuchung nimmt Ausgang von der „epochalen Gemeinsamkeit“ jener beiden theoretischen Entwürfe: „der Beunruhigung, die tragende Kategorie der Moderne könnte in das Stadium der Krise eingetreten (Foucault) bzw. immer schon ein höchst problematisches Schema der Organisation von Erfahrung (Horkheimer/Adorno) gewesen sein.“ (22) Wesentlich für Bürger sind die Fähigkeiten Adornos und Horkheimers, Ambivalenzen zu erkennen: daß Erkenntnis eben nicht abgespalten werden kann vom „führenden und leidenden Ich“; und Foucaults Blick für die Beständigkeit der Geschichte, sowie dessen Einsicht in das begrenzende und eröffnende Wesen diskursiver Schematisierungen. Bürger also entwirft eine „Geschichte der Subjektivität von Montaigne bis Barthes“, die zu einer „Art Geschichte im Stillstand“ (22) geriet. Die Gegensätzlichkeiten der entscheidenden Subjektentwürfe von Montaigne, Descartes und Pascal konstituieren – in Anlehnung an den physikalischen Begriff – „das Feld moderner Subjektivität“. Es ist charakterisiert durch eine Spannung zwischen *ennui* – Lebensüberdruß – und kompensatorischem *divertissement* – Ablenkung. Späterhin kann es nur

ausgeschritten, nie aber überschritten werden. Den Setzungen und Selbstermächtigungen des Ich folgt immer die Negation. Beide sind ineinander zugleich und verwoben: das moderne Subjekt kann nur in dieser widersprüchlichen Konstellation gefunden werden. Von einem Epochenumbuch zu sprechen ist jedenfalls unmöglich, die Geschichte der modernen Subjektivität hat kein Ende. Letztlich kann das moderne Subjekt ihr und sich selber nicht enttrinnen. Damit ist zugleich ein „positiver Begriff von Zukunft“ (236) abhanden gekommen.

Die Hoffnung darauf liegt im „Außen“ des Feldes, einer „dunklen Zone, wo alles konturlos und grau ist.“ (241) Bürger spricht über Subjekterfahrungen von Frauen, die den Selbstsetzungen der Männer gegenüber im Verstummen und bloßen Da-Sein, im Vegetieren, in der „großen“ Erfahrung des Verschwindens münden. Während das Erleben der Angst, für den Mann als bestimmte erscheint, deren „Wovor“ auch ein bewegendes „Wofür“ hat, ist die der Frauen „reine Angst“.

Begonnen habe ich meine Lektüre mit Spannung und Neugier, zusehends allerdings geriet sie mir zur Last, wurde zäh, langweilig, schließlich enttäuschend. Mir erscheint Bürgers Beitrag als weitere Stimme im hymnisch-depressiven Benefiz-

konzert zugunsten von Frauen, das sie weder nötig haben, noch ihnen zukommt. Bürger stellt die Frage, ob Anhaltspunkte dafür zu finden seien, daß „die Frauen sich den Prägungen des Feldes der Subjektivität widersetzt oder sogar eigene, weibliche Lebensentwürfe entwickelt haben“ (27) und spricht von „Spuren einer anderen Subjektivität“ (27), als ob eine Subjektivität sui generis überhaupt möglich und nicht je schon auf die Differenz bezogen wäre. Zum einen ontologisiert Bürger historische Erscheinungsweisen zum Weiblichen bzw. Männlichen und setzt zum anderen Autonomieillusionen einfach fort, überträgt sie lediglich. Jene Spuren findet er z.B. in der Geschichte von einer Thrakischen Magd, die Thales verspottete, der gedankenvertieft in einen Brunnen fiel. Hier findet Bürger eine „Kritik der abendländischen Philosophie“ (26) und eine „weltläufige Vernunft“, „die sich um das Nächstliegende kümmert.“(27) Auf einmal liegt im Spott über das Denken, der seit je den Peinigern leicht über die Lippen kam, und in der Berufung aufs nächstliegende Praktische, die aufs Patriarchale gewendet zur scharfen „Kritik der instrumentellen Vernunft“ wurde, „Sinn ... für menschliches Maß“ (27), als sei nicht jedes Maß, selbst das verquerste und destruktivste, eben gerade mensch-

lich. Nicht nur ist die Täter/Opfer, gut/böse Deutung der Penelope, die „eine Ordnung des Lebens“ schafft, welche „der männlichen Ordnung des Todes entgegengesetzt wäre“ und „in der sie und ihre Mägde sich selbst gehören“ (27) stereotyp. Die Eigentumsverhältnisse bleiben unangetastet: auch wenn Penelope und ihre Mägde sich selbst gegen die Männer *gehören*, so bleiben die Mägde doch *ihre*, Penelopes. Und noch dazu blendet Bürger den unvermeidlichen Bezug des Lebens auf den Tod aus, indem er ihn „männlich“ macht und eine Paradiesvorstellung von unsterblich „weiblicher“ Ordnung impliziert, die latent destruktiv ist, weil Frauen, zur Unmöglichkeit ermächtigt, scheitern müßten, sollten sie einen solchen Auftrag akzeptieren. Damit wird die Geschichtsmächtigkeit von Frauen im Ansatz erneut negiert – einem solchen Anspruch kann niemand genügen.

Gegen sich selbst ist Bürger mißtrauisch, weil „es darum ginge, sich hinzugeben in fremde, abseitige, gegen die sprachliche Wiedergabe sich sperrende Erlebniswelten, um das dort Erfahrene so dem Begriff zuzubringen, daß dieser es nicht überwältigt“ (27). Der Überwältigung aber ist er – als Mann – apriori schuldig, allein indem er spricht: daher Konjunktiv, wie meistens. Sich seiner unausweichlichen Ver-

Bücher zum Thema

chen Verstrickung zu stellen, nötig ist ihm dazu, das Büberhemdchen überzuziehen.

Interessant sind auch immer wieder Dementis: „Es geht nicht um Schuldzuweisungen“ (246) – zu oft verdeutlichen jene eben genau das, was ist, als daß dem Nein in ihnen zu trauen ist. Bürgers Deutung „männlicher Selbstentwürfe“ eignet ein Vorwurf betrüblich abstrakter Nabelschau: während derjenige von Mme de Sévigné liebender Hingabe an das Du der Tochter als „in jeder Hinsicht weltoffen“ gefeiert wird, ist das Du der Männer nur „Objekt des Begehrens“ (239). Die Männer „verlassen das Feld der Subjektivität nicht, weil sie wissen, daß draußen der Wahnsinn und das Verschwinden drohen; aber sie mimen das Außen, sie erfinden sich Äquivalente jener anderen Erfahrung“ (247), während Frauen schon immer das Außen waren. Männer schauspielern, führen „ein Doppelleben“ (247), sind der Erfahrung des Außen und zum Du nicht fähig, Frauen dagegen verkörpern sie so „rein“, wie die Angst. Die Reinheitsymbolik ist eine weitere tradierte wie destruktive Stereotypie. Bürgers Hoffnung liegt in der „Möglichkeiten eines anderen Lebens, das keiner Transzendenz mehr bedürfte“ (248), in den Frauen. „Dazu aber bedürfte es von seiten des Subjekts“ – nur Männer sind anscheinend

Subjekte, noch dazu mit Verlust des Doppelsinnes – „der Fähigkeit sich zurückzunehmen“ (248), die er ihnen gleichwohl nicht zutraut, wieder Konjunktiv. Frauen wird gern die letzte Möglichkeit zur Realisierung von Utopie – des Traumes vom wahrhaft anderen Leben – zugeschrieben, sie tun es auch selber. Mir erscheint diese Haltung als Bequemlichkeit und Fortsetzung überkommener Größenvorstellungen. Jahrtausende lang leben Frauen im selber mitkonstruierten Abseits und mit einem Mal tragen sie die alleinige Verantwortung fürs Heil der Welt. Männer brauchen sich nur zurückzunehmen und schon wird alles gut: die gleiche perfide Idealisierung, welche Frauen ehemals – als Natur und Hort der Liebe – zugleich vergötterte und verachtete.

Rainer Limmer

Bettina Ross

Politische Utopien von Frauen.

Von Christine de Pizan bis Karin Boye, Dortmund 1998 (Edition Ebersbach), br., 284 S., 58.- DM.

Politische Utopien und Geschlechterverhältnisse – ergeben diese zwei scheinbar ziemlich toten Hunde zusammengenommen einen kräftigen Wadenbeißer? Ja, denn die Kritik an massiven Schwächen utopischer Entwürfe schlägt in die

gleiche Kerbe wie feministische Forderungen zur Beseitigung von Frauendiskriminierung. Beide Argumentationsstränge kämpfen gegen essentialistische Menschenbilder, aus denen soziale Hierarchien und Ausgrenzungen abgeleitet werden. Von Defiziten gereinigte Utopien und feministische Theorien könnten wechselseitig für einander nutzbar gemacht werden, lautet das Ziel von Bettina Roß. Welche VorläuferInnen es auf diesem Weg gibt, zeigt sie in ihrer politikwissenschaftlichen Arbeit.

Utopieforschung war bisher geschlechtsblind und das sollte nicht so bleiben, führt die Autorin aus. Zum einen kann die Lage der Frau als Richtmesser für den Entwicklungsstand eines Gemeinwesens betrachtet werden, wie schon im 19. Jahrhundert Charles Fourier darlegte (86). Zum anderen stellt das Geschlecht eine sehr zentrale Kategorie für die Analyse von Utopien dar, was sowohl für die geschlechtstypischen Lebensbedingungen ihrer VerfasserInnen als auch für ihre inhaltliche Ausrichtung gilt (237).

Daß Frauen ganz anderen sozialen Restriktionen unterworfen sind als Männer, schlägt sich auch in ihren politischen Utopien nieder, die soweit sie aus früheren Jahrhunderten stammen z. T. bisher noch gar nicht zur Kenntnis genommen wurden (105). Dazu hat auch beige-

tragen, daß Frauen zu anderen Schreib- und Publikationsstrategien greifen mußten, wollten sie ihre kreative Tätigkeit mit dem dominierenden Weiblichkeitskonzept versöhnen (114). Wie sich das konkret auf Texte der Verfasserinnen ausgewirkt hat, wird für den deutschen Sprachraum an Sophie von La Roche, Bettine von Arnim und Rahel Varnhagen demonstriert.

Auch in den inhaltlichen Aussagen hinterläßt die Rolle, die Frauen in der Gesellschaft zugeschrieben wurde, ihre Spuren. Zwar ist bei etlichen Autorinnen ein Pendeln zwischen freieren Entfaltungsmöglichkeiten der Individuen und Akzeptanz zugeschriebener geschlechtsspezifischer Eigenschaften zu konstatieren. Aber dennoch sind in den politischen Utopien von Frauen nie so rigorose Unterdrückungsmechanismen zur Disziplinierung der Mitglieder einer Gesellschaft vorgesehen, wie wir sie z. B. in dem musterbildenden Staatsentwurf von Thomas Morus niedergeschrieben (62) finden.

Etatistische Entwürfe, die bei einem postulierten Gegensatz der Interessen von Staat und Individuum den Konflikt massiv auf Kosten des einzelnen lösen, haben gerade vor dem Hintergrund des Zusammenbruchs realsozialistischer Staaten zur Diskreditierung von Utopien beigetragen (229). Feministisch-

Bücher zum Thema

utopische These setzen anders an: persönliche Autonomie und Freiheit trägt ebenso entscheidend zu Gemeinschaft und Bindungsfähigkeit bei, wie gemeinschaftliche Bindung erst die Bedingung der Möglichkeit individueller Entfaltung darstellt (241).

Auch die Erneuerung statischer utopischer Ansätze hin auf eine größere Toleranz gegenüber dem Abweichenden und Andersartigen scheint notwendig. Hier können feministische Theorieansätze ebenfalls fruchtbar sein, weil in ihnen die historische Erfahrung von Frauen als Projektionsfläche für Eigenschaften verarbeitet ist, mit denen der Mann = Mensch nicht behaftet sei sollte (z. B. Unvollkommenheit, Schwäche). Unter Berufung auf Barbara Holland-Cunz hält die Autorin fest: „Der ...verwendete Subjektbegriff geht nicht wie der bürgerlich-aufklärerische Subjektbegriff von einer innewohnenden Identität aus, sondern ist für Entwicklungsprozesse, Widersprüche, errungene Solidarität und Vielfalt offen... Zugespitzt ließe sich sagen, daß die feministischen Versionen der Utopie, im Unterschied zu libertären wie zu ‚realsozialistischen‘ Variante und ihren Vorstellungen eine solidarischen Gesellschaft, eine Gemeinschaft von FreundInnen beschreibt, in der geliebt und gelitten, gestritten und versöhnt, geplant

und verworfen, gekämpft und geheilt und niemals stillgestanden wird“ (241).

Jadwiga Adamiak

Richard Saage

Utopieforschung. Eine Bilanz, Darmstadt 1997 (Primus-Verlag), kart., 196 S., 39.80 DM.

Utopien stehen nicht auf der Agenda, die bestimmt wird von Erörterungen rund um das alles beherrschende Thema der entstehenden Globalisierung. Nicht zuletzt deshalb ist es wichtig, diesen als unausweichlich associierten Sachzwang realer Politik mit kontradiktorischen Entwürfen zu konfrontieren, die gerade nicht zwanghaft aufscheinen, sondern bloß als wünschbare oder unerwünschte Möglichkeit, die zwar nicht ist, aber doch sein kann.

In diesen Phantasien steckt - offen oder verdeckt - das Potential gesellschaftlich wählbarer Entscheidungen. Als Utopien versteht Saage daher auch nur solche Modelle, die als Fiktionen funktionierender Gesamtgesellschaften bis ins Detail des Alltagslebens aufzeigen, wie die Mechanismen der befürchteten oder gewünschten Gesellschaft sozialpolitisch aussehen, und welche Praxis für die in ihnen lebenden Menschen daraus folgt (10).

Das Anliegen der von dem Politikwissenschaftler Richard Saage verfaßten Schrift ist zwar nur, einen Bericht über den Stand der Utopieforschung vorzulegen; es ist daraus jedoch weit mehr als lediglich eine Art Sammelrezension geworden, wie der Autor bescheiden in Aussicht stellt. Saage hat aus den deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Publikationen der letzten 15 Jahre die wichtigsten Arbeiten - 44 selbständige Bücher, 23 Aufsätze - ausgewählt, die nicht selbst Utopien verfassen, sondern sich mit deren zeitgenössischem Sinngehalt auseinandersetzen, und er präsentiert sie unter Assistenz vieler Quellen so, daß daraus ein Überblick über das nahezu gesamte utopische Denken entstanden ist, der sich als eine Art von Einstiegs-Kompendium annehmen läßt. Er spannt einen weit gefächerten Diskurs durch den bunten Reigen utopischen Denkens, das in der griechischen Antike entsprang und das von ihm unter Berücksichtigung unterschiedlichster Forschungsinteressen bis zu den jüngsten Entwürfen ökologischer und feministischer Provenienz geführt wird.

Um die sehr heterogenen Texte auf kompatible Weise abhandeln zu können, hat Saage die ausgewählten Arbeiten inhaltlich so systematisiert, daß sie einen mehr oder minder geschlossenen Zusammenhang

abbilden, der auf vier Ebenen präsentiert wird: Die *ideenpolitische* Kontroverse über den Begriff der politischen Utopie bestimmt die Auseinandersetzungen der ersten Ebene (9-42). Dabei geht es vor allem um die Frage, ob Utopie aus totalitarismuskritischen Gründen nicht überhaupt abgelehnt werden muß, weil sie zur Ideologie versteinern kann; ein Diskurs, der sich insbesondere am ‚Prinzip Hoffnung‘ (Bloch) gegen das ‚Prinzip Verantwortung‘ (Jonas) paradigmatisieren läßt. Auf der zweiten, umfangreichsten wie wohl auch anregendsten Ebene (42-108) werden die *historischen* Dimensionen politischer Utopien und deren *praktische* Bedeutungsgehalte erörtert, die eine beinahe geschlossene tour de raison durch das klassische utopische Genre bilden - von Platons ‚Politik‘ bis ins 20. Jahrhundert, das von H.G. Wells, A.L. Huxley oder G. Orwell geprägt ist. Mit den *gegenwartsbezogenen* Diskussions- und Forschungsschwerpunkten befaßt sich die dritte Ebene (109-156), die zeitdiagnostische Bezüge durch ökologische und feministische Utopien nach der Einstellung des sozialistischen Geschäftsbetriebes herstellt: Callenbachs ‚Ökoptopia‘ etwa oder auch der Feministin Solanas ‚Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer‘. Eher ironisch angemerkt sei, daß bloß eine Auseinandersetzung mit den

utopischen Gehalten der eingangs angesprochenen Globalisierung noch fehlt! Schließlich werden auf der letzten Ebene (157-178) *Forschungsperspektiven* aufgezeigt, die Saage als Desiderate der aufgezeigten Defizite aus der konstitutions- und wirkungsgeschichtlichen Utopieforschung herleitet.

Aus diesen Zutaten ist eine geradezu spannend zu lesende Schrift entstanden, die ihre Qualität nicht zuletzt aus den von Saage selbst gesetzten Vorgaben bezieht, nämlich die herangezogenen Autoren in ihrem Anliegen ernst zu nehmen, nicht die eigenen Vorstellungen zu den jeweiligen Themen in den Vordergrund zu rücken, vor allem aber die kritische Würdigung der einbezogenen Arbeiten und deren Verbindung zu einem geschlossenen Zusammenhang nur vor dem Hintergrund fundierter eigener Quellenkenntnisse zu wagen.

Obwohl die Schrift sich stets auf hohem, ihrem Sujet entsprechend oft abstrakten Niveau hält, bleibt sie doch fast immer sehr gut lesbar, weil Saage sich trotz aller Komplexität und Kompliziertheit um eine klare Sprache und im Kontext nachvollziehbare Aussagen bemüht. In diese mit großem Gewinn lesbare Schrift fällt allerdings ein kleiner Wermutstropfen, weil das Literaturverzeichnis leider sehr löchrig ausgefallen ist.

Bernd M. Malumat

Richard Saage

Innenansichten Utopias.

Wirkungen, Entwürfe und Chancen des utopischen Denkens

Berlin 1999 (Duncker & Humblot), 228 S., 128.- DM.

Mit seinem neuesten Buch legt der Hallenser Politologe und Utopieforscher Richard Saage eine Sammlung von größtenteils schon verstreut erschienenen Artikeln vor, die eine „Innenansicht“ des utopischen Denkens unternehmen. Das bedeutet, daß sich Saage seinem Gegenstand nicht nur, wie er einleitend schreibt, „ohne voreilige Apologien“ oder „apriorische Vorverurteilungen“ (7) nähern will, sondern daß er das utopische Denken durchaus auch mit Sympathie begleitet. Im ersten Teil geht er an Beispielen, wie der Faszination der frühneuzeitlichen Utopien fürs Geometrische, den Wirkungsweisen utopischer Entwürfe nach, die nicht einfach nach ihrem Erfolg oder Mißerfolg zu beurteilen seien, sondern die meist indirekt und unterschwellig die sozio-politische Wirklichkeit, z.B. im Städtebau, beeinflussen haben. Der zweite Teil befaßt sich insbesondere mit dem konstruktiven und produktiven Charakter des utopischen Denkens,

in das Saage auch die Science fiction-Literatur einbezieht, und will - dem gängigen Vorurteil von dessen starrem und geschlossenem Denken entgegen - auf den offenen und selbstkritischen Charakter des Utopiediskurses verweisen. Der dritte Teil schließlich, der uns als der gegenwärtig interessanteste erscheint, versammelt Beiträge, die die Zukunftsfähigkeit des utopischen Denkens zum Thema haben.

Unternimmt man es, Saages „Innenansichten Utopias“ in die aktuelle Diskussion einzuordnen, so müssen sie, seit das „Ende der Utopie“ ausgerufen worden ist, als doch eher von historischem und marginalem Interesse erscheinen. Spätestens seither weiß man, daß wir – wie uns die Protagonisten des aufblühenden Casino-Kapitalismus versichern – des utopischen Denkens nicht mehr bedürfen oder - hören wir mehr auf die eher antignostisch gestimmten Warner - seiner nicht mehr bedürfen dürfen. Diesem liberal-konservativen Konsens halten Saages „Innenansichten“ kenntnisreich und durchaus selbstkritisch gegen. Nicht, so sein differenzierender Einwand, sei das utopische Denken als ganzes diskreditiert, sondern vielmehr sei eine spezifische Ausprägung von Utopieentwürfen in der Tat am Ende. Diese Tatsache mache eine Rückbesinnung auf die Ursachen des utopischen Denkens

erforderlich wie auch eine selbstkritische Reflexion auf das, was an ihm nur noch von historischem Interesse sein kann. Was die Erforschung der Ursachen betrifft, so will Saage, gleichsam historisch-materialistisch, an der Einsicht festhalten, daß die Utopien ihren Ursprung nicht in der überschäumenden Einbildungskraft haltloser Phantasten haben, sondern daß sie ein „Unbehagen“ zur Sprache bringen: „Ebenso wichtig wie der utopische Entwurf selbst scheint mir der soziopolitische Anlaß zu sein, der sie ausgelöst hat...: Sie antworten nämlich seit Morus auf erkennbare Fehlentwicklungen und Krisen des gesellschaftlichen und heute sogar globalen Kontextes, innerhalb dessen sie entstanden sind.“ (186). Leider vertieft Saage diesen Gesichtspunkt hier nicht, so daß wir ergänzen wollen, daß die Zukunftsfähigkeit von Utopien demnach mit davon abhängt, ob wir uns das recht unplausible Urteil erlauben, wir lebten in der besten aller möglichen oder, zumindest doch, in der bestmöglichen aller Welten. Solches Urteil aber würde, worauf Saage immer wieder verweist, sowohl die Produktivität des Denkens hemmen als uns auch „der fatalistischen Ideologie eines nicht steuerbaren Selbstlaufs der gesellschaftlichen Prozesse“ (10) ausliefern.

Bücher zum Thema

Statt den Ursachen näher nachzugehen, richtet Saage sein Bemühen vor allem auf die Ausarbeitung der zukunfts-fähigen Elemente eines nach-klassischen utopischen Denkens. Was zweifellos zu Ende sei, seien die „autoritär-etatistischen Utopien“, die von Campanellas „Sonnenstaat“ bis zum bolschewistischen Programm des „Übergangs in den Kommunismus“ reichen, und deren negative Konsequenzen die „schwarzen Utopien“ von Samjatins „Wir“ bis zu Orwells „1984“ ins Bild gesetzt haben. Diesen Modellen gegenüber verweist Saage auf die Erneuerung des Utopiediskurses innerhalb der Frauen- und Ökologiebewegung, der genau mit den Defiziten bricht, auf die sich die These vom „Ende der Utopie“ stützt, und der sich, selbstkritisch, der möglichen negativen Folgen bewußt ist.

Für diesen erneuerten Diskurs seien vor allem zwei Aspekte kennzeichnend: der eine sei die *Preisgabe einer „repressiven Homogenität“* zugunsten einer Vielfalt und Offenheit. Dies bedeutet, daß Konflikte nicht mehr um einer Harmonie willen perhorresziert, sondern als „Bedingung der Innovation ... ausdrücklich begrüßt (werden)“ (175); daß die Tradition eines „strikten Zentralismus“ einer tiefgreifenden Revision unterzogen und an anarchistische Traditionen angeknüpft wird; und daß schließ-

lich die Institution des Privateigentums, die seit Platon als „die entscheidende Ursache aller Übel“ diagnostiziert wurde und durchs Gemeineigentum ersetzt werden sollte, in ihrer Bedeutung relativiert wird. Dieser Topos werde überlagert oder ersetzt durch die Patriarchatskritik im feministischen und die Kritik am „instrumentellen Verhältnis zur Natur“ im ökologischen Utopiediskurs.

Der zweite Aspekt, der den erneuerten Utopiediskurs kennzeichne, sei die „*Selbstreflexivität*“, welche die Utopiekritik bewußt mit aufnimmt, und für die es in den klassischen Utopien keine Entsprechung gebe: „Offenbar“, zieht Saage das Fazit, „ist nach ‚1984‘ eine positive Utopie nur noch glaubhaft, wenn sie sich der Möglichkeit des Umschlags ins Negative stets bewußt ist.“ (176).

Saage zeigt - teils gewollt, teils auch ungewollt -, daß die Bemühungen um die Zukunftsfähigkeit des utopischen Denkens keineswegs unproblematisch sind. Er verweist auf die ganz unverkennbar regressiven Tendenzen, wenn sich feministische Utopien wie Solinas „Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer“ oder d'Eaubonnes „Geheimnis des Mandelplaneten“ in Destruktionsphantasien ergehen, oder wenn ökologische Utopien wie Callenbachs „Ökotopia“ in Ganzheitsvisionen münden, die auf anti-

individualistische und autoritäre Muster zurückgreifen. Ob allerdings die Zukunftsvisionen, für die Saage sich stark zu machen scheint, welche die sozialutopische Idee des guten Lebens mit einer „szientifischen Umwelttheorie“ verbinden, wie die Programme für den „ökologischen Umbau der Industriegesellschaft“, die Lösung der Zukunftsfragen bringen, dürfte eher unwahrscheinlich sein. Zwar weist Saage mit Recht darauf hin, daß, sowie eine Prognostik ohne die Orientierung an einem utopischen Entwurf über die bloße Fortschreibung bestehender Tendenzen nicht hinauskommt, die Utopien ohne die positiven Erkenntnisse der Wissenschaft ihren Bezug zur Realität verlören. Doch Entwürfe solcher Art werden bestenfalls Beiträge zu einem allgemeineren Zukunftsdiskurs sein.

So bietet Saages Sammlung von Artikeln eine äußerst anregende Lektüre für die, die die Zukunft denken wollen, um sich im Spannungsfeld zwischen alten und neuen Utopien zu orientieren. Der Verlag aber wird sich die Frage gefallen lassen müssen, wo er denn die Käuferschicht vermutet, wenn er das Buch für stolze 128.- DM in den Handel bringt.

Alexander von Pechmann